

Hasso Grabner



Das  
Schiff  
im  
Dunklen

# Impressum

Hasso Grabner

## **Das Schiff im Dunkeln**

ISBN 978-3-96521-409-5 (E-Book)

Umschlaggestaltung: Ernst Franta

Das Buch erschien 1964 im Deutschen Militärverlag Berlin als Heft 88 der ERZÄHLERREIHE.

2021 EDITION digital

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

Tel.: 03860 505788

E-Mail: [verlag@edition-digital.de](mailto:verlag@edition-digital.de)

# 1. Kapitel

Mit einem Ruck drehte der Professor das Rundfunkgerät ab. Radio Paris log. Anders konnte man die Nachrichten über die letzten schrecklichen Tage nicht nennen. Jeder Franzose wusste, die deutschen Faschisten hatten am 10. Mai mit einer Unmasse von Panzern, Bombenflugzeugen, motorisierten Verbänden die Offensive begonnen, die belgisch-niederländischen Grenzbefestigungen durchbrochen und nach vier Tagen die niederländische Armee zur Kapitulation gezwungen. Davon sprachen die Menschen seit fünf Tagen überall, nur in den Sendungen von Radio Paris war, von einigen dürftigen Sätzen abgesehen, nichts zu hören. Große Berichte über glanzvolle Waffentaten des französischen Alpenjägerkorps im fernen Narvik, Mitteilungen über Roosevelts aufmunternde Besorgnis, Geschwätz um ein Geschwätz des italienischen Außenministers, Russlandhetze – das nannte sich Nachrichten.

Dabei fieberte Paris nach genauen Informationen. Schon tauchten die ersten Flüchtlinge aus dem Norden in den Straßen auf, die wilde, unkontrollierbare Gerüchte verbreiteten. Nach ihnen zu urteilen, musste der Ansturm der Deutschen heftig über die Ardennen und die flandrische Ebene hinweggebraust sein.

Der Professor riss sich am Hemdkragen. Die entsetzliche Ungewissheit erstickte ihn fast. Was war mit Frankreich? Konnten die dürftigen Befestigungen an der französisch-belgischen Grenze den Feind aufhalten? Erwies sich die als unüberwindlich gepriesene Maginotlinie als ein unnützes Spielzeug?

Der Professor stellte sich diese Fragen aus zweierlei Gründen. Er war Franzose und wie jeder gute Franzose um das Schicksal seines Vaterlandes besorgt. Er war aber auch Wissenschaftler, ein bedeutender Kernphysiker, dessen Name weit über Frankreichs Grenzen einen guten Klang hatte. Mit tiefer Unruhe verfolgte er seit Jahr und Tag, wie korrupte Politiker und unfähige Militärs aus Angst vor dem Volk mit den deutschen Faschisten liebäugelten, die Verteidigungskraft des Landes lähmten, Verwirrung und Defätismus in die Bevölkerung trugen.

Seit die Nazis in Polen eingefallen waren, hatte er das Ministerium bestürmt, sofort die moderne Wissenschaft in den Dienst der

Landesverteidigung zu stellen. Nach langen Monaten war es ihm endlich gelungen, Dautry, den Rüstungsminister und Großindustriellen, zu bewegen, in Norwegen alles verfügbare schwere Wasser aufzukaufen. Es war buchstäblich fünf Minuten vor zwölf geschehen. Ende März 1940 landete das Sonderflugzeug in Le Bourget, dem Pariser Flughafen, mit zwölf versiegelten Aluminiumkanistern an Bord. Damit verfügte Frankreich über einhundertfünfundachtzig Kilo schweren Wassers, was fast alle europäischen Bestände ausmachte.

Jetzt hatten die Hitlertruppen Norwegen bis auf winzige Reste besetzt und damit auch die „Norsk Hydro“, Europas einzige Fabrikationsstätte für schweres Wasser. Ob die Mitarbeiter dort Zeit gehabt hatten, ihre Geschäftsunterlagen zu vernichten, war mehr als fraglich, und wenn doch – es gab in Norwegen genug Anhänger des Verräters Vidkun Quisling. So oder so würden die Deutschen vom Verkauf der gesamten Bestände des schweren Wassers an Frankreich erfahren. Ihre Fachleute wussten auch, dass es in Frankreich nur einen Ort gab, an dem schweres Wasser zweckentsprechend aufbewahrt werden konnte: das Institut, dem der Professor vorstand. Daraus ergab sich dem Gelehrten doppelte Sorge um den Stand der Schlacht an Frankreichs Nordgrenze. Hielt die Front, so mussten die zwölf kostbaren Kanister im Institut bleiben; nur hier war mit ihrem Inhalt die furchtbare Waffe zu schmieden, die Hitlers Eroberungswahn brechen konnte. Hielt die Front nicht, so mussten die Kanister unverzüglich aus Paris geschafft werden, am besten gleich außer Landes.

Vor diesem Dilemma stand der Professor seit sechs Tagen. Während dieser Zeit hatte er bei Dutzenden Behörden vorgesprochen, war von Dienststelle zu Dienststelle gelaufen, hatte gebettelt, gefleht, gefordert, gedroht – vergebens. Niemand wusste etwas, niemand wollte oder konnte ihm Genaueres sagen.

In den ersten zwei, drei Tagen hatten ihn hohe Beamte, an deren Treue zu Frankreich er zu zweifeln begann, verlacht oder gar Schwarzseher und Defätist geschimpft. Diese Töne waren seltener geworden, aber Unsicherheit und Verworrenheit aller Auskünfte hatten von Stunde zu Stunde zugenommen.

Heute schrieb man den 16. Mai, und die Volksweisheit „Der Abend ist klüger als der Morgen“ schien sich selbst Lügen zu strafen.

Was man gestern noch zu wissen geglaubt hatte, galt heute schon nicht mehr, was heute noch galt, würde morgen vielleicht ungültig sein.

Der Professor sprang auf. Handeln, handeln! Es musste etwas geschehen, ehe die letzte Sicherheit dahinschmolz.

Er verließ das Haus. Wohin? Verdammtes Kriegsministerium. Zehnmal wohl war er dort gewesen. Er würde ein elftes Mal hingehen müssen. Wer sollte besser Bescheid wissen als die Herren dort?

Eine Taxe brachte ihn zum Boulevard Saint-Germain. Vor dem Eingang des protzigen Gebäudes summte ein Bienenschwarm von Menschen, Uniformen aller Waffengattungen, hie und da zwischen diesem Glanz ein fast schäbig wirkender Zivillist.

Der Pförtner fragte barsch, ob der Besucher angemeldet sei. Der Professor lachte bitter auf; wer sollte hier telefonisch durchkommen. Er zückte seinen Ausweis als Mitglied der Académie française und durfte schließlich passieren. Der Chefadjutant des Kriegsministers empfing den ihm wohlbekannten Gelehrten mit einem Achselzucken: keine genaue Kenntnis der Lage. Monsieur!

Reichlich unakademisch hieb der Professor mit der Faust auf den Tisch. „Ich verlange den Minister oder den Staatssekretär zu sprechen. Es geht um alles, mein Herr!“

Der Adjutant seufzte. „Bei Gott, es geht um alles, monsieur le professeur.“

Müde, resigniert nahm er den Hörer auf. Der Chef des Büros des Staatssekretärs meldete sich. Unmöglich! Keine Minute Zeit hat der Herr Staatssekretär! Mit ratlosem Bedauern legte der Adjutant den Hörer hin.

„Mann, sagen Sie mir, wie die Front steht“, fuhr der Professor auf. Verbittert antwortete der Offizier: „Die Front steht gut – laut Bericht. Aber das werden Sie ja selbst gehört haben, mein Herr.“

„Ich gehe zum Präsidenten der Republik“, sagte der Professor drohend.

Der Adjutant nickte. „Gehen Sie, mein Herr, Sie können ihm weinen helfen, mehr aber nicht.“

Wortlos wandte sich der Professor ab und verließ das Haus. Bis zum Quai d'Orsay waren es nur einige Schritte. Vielleicht wusste das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten mehr?

Der Bürochef des Außenministers empfing den Gelehrten mit größter Höflichkeit. Auf dessen Fragen hob er abwehrend die Hände:

Das Außenministerium weiß nichts, absolut nichts! Die Politik machen jetzt unsere tapferen Generale, mein Herr!

„Und – machen sie eine gute Politik, zum Teufel?“, fauchte der Professor.

Unerschütterter antwortete der Diplomat: „Ich sagte Ihnen bereits, mein Herr, das Außenministerium weiß nichts, absolut nichts!“

Über den Pont de la Concorde jagte der Professor zum Marineministerium. Den Marineminister hatte er einige Male auf Empfängen getroffen. Der Herr Minister ließ bitten.

„Mein lieber Herr Professor, auf seine Flotte wird sich Frankreich immer verlassen können, mehr bedaure ich nicht sagen zu können“, antwortete er.

Der Professor ließ nicht locker. Auf sein energisches Drängen hin versuchte der Minister, ein Gespräch mit dem Generalstab einzuleiten.

„Verlangen Sie Gamelin“, flüsterte der Professor.

Der Minister sah ihn mit schrägem Blick an. „Den Oberkommandierenden? Der General wird andere Sorgen haben. So eine Übergabe ...!“

Den Professor durchzuckte es wie ein Blitz. Gamelin abgesetzt! „Wer?“ Presste er hervor.

„Es hat alles keinen Zweck.“ Der Minister wich aus und legte den Hörer auf. „Frankreich hat keine Telefone mehr, ich bedaure, Ihnen nicht helfen zu können.“

Der Professor ging, müde, zerschlagen.

Auf der Avenue Marigny, kurz vor dem Ministerium des Innern, traf er Oberst Legré. Oberst Legrés Sohn Yves war einer der besten Mitarbeiter des Professors, ein guter Franzose, zu dem man Vertrauen haben durfte. Das bewog den Professor, dem

schnauzbärtigen Obersten einen Teil seiner Sorgen zu offenbaren.

Der Alte runzelte die Stirn, seine buschigen Augenbrauen bildeten eine schroffe Linie. „Wenn Sie die Fische nicht vergiften, schütten Sie das Zeug in die Seine. Frankreich braucht so etwas nicht mehr. Kolonialvölker haben keine Wissenschaft.“

Der Professor packte den Mann am Rock. „Was sagen Sie da? Sind Sie kein Franzose?“

Der Oberst riss sich los. „Fragen Sie die da oben, ob das noch Franzosen sind. Eine Bande von Verrätern ist das. Vier Tage, vier armselige Tage genügten Herrn von Kleist, mit seiner Panzergruppe unsere 6. Armee hinwegzufegen, die Maas im Raum Dinant–Givet und bei Sedan zu überschreiten. Vier Tage, oh, du mein Gott, kein Franzose hätte das in vier Jahren für möglich gehalten. Verräter, elende Verräter. Nun stellen sie noch diesen Weygand an die Spitze. Seit Monaten hat jener Kerl nichts anderes im Sinn, als eine syrische Armee gegen die Russen aufzustellen. Dem wird man das Oberkommando übertragen. Warum nicht gleich Hitler selbst! Frankreich ist verloren, mein Herr!“

Der Professor fühlte alles Blut aus seinem Gesicht weichen. War das die Wahrheit? Wussten das all die Leute nicht, die er seit Tagen aufsuchte? „Die Nordfront durchstoßen? Ist das wahr?“

Der Alte nickte schwer. „Und vierzig Kilometer kommen sie täglich voran. Heute stehen sie wohl schon bei Saint-Quentin.“

Hastig verabschiedete sich der Professor von dem gebrochenen Mann und rannte zurück in das Marineministerium. Es gelang ihm, den Minister ein zweites Mal zu sprechen. Der hohe Herr zeigte sich wenig beeindruckt von der hastig herausgesprudelten Darstellung der Lage. Er erklärte sich weniger gut informiert als sein Gast, bestritt aber dessen Worte nicht.

Für den Professor war jetzt klar, was not tat. Der Marineminister war in dieser Lage gerade der richtige Mann. Ihm unterstanden zurzeit alle französischen Schiffe, selbst die privater Reedereien. Er erklärte sich auch nach kurzem Zögern bereit, dafür zu sorgen, dass in Bordeaux ein tüchtiges Schiff für einen Sondertransport bereitgestellt werde. Dem Professor blieb es allerdings überlassen, wie er die kostbare Fracht nach diesem

südfranzösischen Hafen zu befördern gedenke. Morgen in aller Frühe, versprach der Minister, würde der Herr Professor im Besitz des Schiffsnamens und aller erforderlichen Papiere sein. Das Schiff würde Order bekommen, sofort in See zu stechen und den englischen Westhafen Bristol anzulaufen. Der Professor bat, sich zurückziehen zu dürfen. Wenn die Nachrichten auch entsetzlich waren, jetzt hatte er wenigstens Klarheit und – die Zuverlässigkeit des Ministers vorausgesetzt – eine gewisse Hilfe. Nun galt es zu handeln.

Als er am Obelisk von Louqsor vorbeiging, schlug die Glocke von La Madelaine fünf Uhr. Der Professor fuhr zusammen. Der ganze Tag war mit Laufereien vergeudet worden; er würde keinen seiner Mitarbeiter mehr im Institut antreffen. Die Herren pflegten in normalen Zeiten zwar bis in die Nachtstunden hinein zu arbeiten, aber in diesen verrückten Tagen trieb es jeden auf die Straße oder nach Hause.

Seine Überlegungen erwiesen sich als richtig; außer dem Pförtner und einigen diensthabenden Angestellten war niemand mehr anwesend. Der Professor blätterte in seinem Telefonbüchlein und überlegte, welche der leitenden Herren er bitten wollte, in das Institut zurückzukehren. Dann fiel ihm ein, es sei sicherlich ratsam, erst die wichtigsten Geheimakten zu sortieren, die ebenfalls weggeschafft werden mussten. Er öffnete den Tresor, begann zu studieren und hatte sich bald in die Schriften vertieft.

So vergingen Stunden, ohne dass er es bemerkte. Plötzlich summte das Telefon. Überrascht fuhr der Professor hoch und sah auf die Uhr. O Schreck, es ging auf zweiundzwanzig Uhr. Wer rief zu so später Stunde an? Es meldete sich der Pförtner. Eine junge Dame, welche behauptete, ihr Name tue nichts zur Sache, glaube, den Herrn Professor ganz dringend sprechen zu müssen. Sie lasse sich mit keinem Argument abweisen.

„Verdammter Unsinn“, murmelte der Professor. Dann hörte er eine Frauenstimme deutlich sagen: „Geben Sie mir den Hörer!“ Der Pförtner schien sich einschüchtern zu lassen; gleich darauf vernahm der Professor eine angenehme Frauenstimme: „Bitte, bitte. Herr Professor, empfangen Sie mich, es ist sehr wichtig. Unermesslicher Schaden droht. Bitte!“